

DIETHER
DEHM

DAS NEUE BERLIN



*BELLA
CIAO*

Roman

DIETHER
DEHM

DAS NEUE BERLIN



*BELLA
CIAO*

Roman

Impressum

2., durchges. Auflage

ISBN eBook 978-3-360-50082-3

ISBN Print 978-3-360-02191-5

© 2015 (2007) Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung
einer Illustration von Andreas Töpfer

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

Diether Dehm

BELLA CIAO

Roman

Das Neue Berlin

Prolog

Meine Großeltern hatten in den Sechzigern ein kleines Häuslein an einen Berghang im italienischen Tessin gebaut. Sieben Jahre lang fuhr ich zu ihnen, wie es die Semesterferien hergaben. Der Weg dorthin führte durch die Schweiz, von Basel an Luzern vorbei und, weil der Gotthardtunnel damals noch nicht eröffnet war, über den Bernardinopass, »runter an den Lago«, wie wir Frankfurter Verwandten den Alterssitz meiner Großeltern nannten. Dort wartete ein Kellerzimmer auf mich, mit einer Kommode und zwei, drei Klappbetten möbliert, in dem sonst nur größere Spinnen und kleinere Skorpione hausten.

Das Schwarzwälder Fachwerkhaus, von einem sardischen Baumeister an den steilen Tessiner Berghang des Dorfes San Bartolomeo geklebt, hatte ich im Sommer 1967 zum ersten Mal gesehen.

Diesmal war ich mit zwei Kommilitonen unterwegs, runter an den Lago.

Das Haus meiner Großeltern lag genau einen Kilometer hinter der italienischen Grenze. Meine Großmutter stand auf dem Balkon. Ist Liebe Wartenlassen? Nein, Liebe ist Warten. Und sie stand da schon stundenlang. Und keck fuhr ich vor, großstadtmännisch die Autotür hinter mir zuschlagend, Herzungen im Halbdunkel der beleuchteten Palme huldvoll entgegennehmend.

Unsere Abenteuerlust trieb uns am ersten Abend im Tessin das Seeufer entlang. Ich fuhr mit meinen Freunden Andi Wader und Sascha Schiffer in die grillendurchzirpte italienische Nacht. Die größte auf der Karte des Lago Maggiore erkennbare Kleinstadt ist Verbánia. Deren Lichterschein entpuppte sich als Promenade, wo wir gegen

zehn Uhr nachts einparkten und uns unter die Leute mischten.

Was wir sahen, war wie aus einer andern Zeit. Da hingen zwar ein paar Luftmatratzen zu dreißigtausend Lire an der Hauswand, dann aber Korbflaschen mit Wein, Metzger- und Gemüsezeug, unbeleuchtet und grob angeschnitten hinter der Scheibe. Und dann ein Straßencafé, karg bestuhlt, mit sieben Tischen, ein paar Barhockern, über den Tischen weiße, schmucklose Decken, darauf Körbchen mit Weißbrot, Salz- und Käsestangen. Die Hälfte der Tische war besetzt.

Andi sagte dem Kellner wie selbstverständlich »Uno litro Frascati«, während sein Daumen die Eins deutete, ein Versuch in südländisch.

Wir setzten das auf der Fahrt nach Verbánia geführte Gespräch im Café fort und kamen auf den SDS zu sprechen, unter uns der malerisch glitzernde Lago Maggiore, und wir wie in einer Lagebesprechung für die morgen beginnende Schlacht. Ich war ja so stolz, mit diesen beiden um so vieles älteren und anerkannteren Genossen, natürlich nur durch die Einbringung der Mitgift der Bettstelle, die meine Oma für die beiden in dem kleinen Haus räumen musste, auf Augenhöhe mitzureden und gesehen zu werden (falls es jemand anderes politisch Interessiertes ausgerechnet hierher in den Urlaub verschlagen haben mochte, der die beiden aus der deutschen Zeitung kannte).

»Die Zentrifuge aller Ereignisse«, referierte Wader stockend, »ist die Logik, die Hegel mit der gesellschaftlichen Totalität gefasst hatte. Darum ja, und nur darum, geht es um die dezentrale Taktik, versteht ihr? Hört hier überhaupt jemand zu ...«

Ich gestattete mir die Frage, ob denn dezentralisierte Aktionen überhaupt noch eine wahrnehmbare Kraft sein könnten. Schiffer, als Schiedsrichter, warf ein: »Die Außendarstellung zentraler Kundgebungen wie der Vietnam-Kongress 67 - das ist das eine! Dezentrale Aktionen gestatten aber ein viel höheres Maß an Pragmatik, eine Art

Nadelstich-Strategie ... Stadtguerilla ... von Che lernen ... Partisanentaktik in unseren Metropolen!« Dann hob er sein Glas jovial und begann zu singen: »O Partigiano, porta mi via ...«

Die zwei älteren Männer am Nebentisch lächelten uns zu, der eine, etwa einen Meter fünfundsechzig groß, untersetzt, mit weißem, vollem Haar, das ungekämmt hinter der hohen Stirn in Büschen und Rinnen zurückgestrichen lag, mochte weit über siebzig sein, hatte die Wangen breitmündig ineinandergefaltet, wie es Zahnlose tun. Er lächelte uns hinter einer Goldrandbrille zu, die auf seinem alten Gesicht komisch wirkte. Beim Stichwort Partigiano nickte er schüchtern, mehr für sich. Wader starrte den Alten an, verstand nicht, warum der ihm zunickte, fühlte sich veralbert. Er nahm mit höhnischer Handbewegung sein Glas und prostete dem Alten zu, und wir alle sangen »Questa mattina, mi sono alzato, o bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao ...«

Mir ist diese Szene heute noch so deutlich vor Augen, als habe sie sich letzte Woche abgespielt. Das Lachen des Alten war entwaffnend und kindlich, sodass Wader nervös mit den Lidern zuckte. Soviel Arglosigkeit war im zahnlosen Mund des Weißhaarigen und seinen wachen Augen, dass wir uns mit einem Mal alle zuprosteten.

»Tedeschi?« Die Stimme des Weißhaarigen war erstaunlich hell.

Andi hatte wieder so einen Impuls: »SDS, nos ... verdammt was essen wir? ... nos ... nos ... SDS ... studenti rivoluzionario ... tedeschi«, quasselte er drauflos.

Zumindest Irritation hatte er erwartet, wenn nicht sogar so etwas wie Hochachtung, hatten wir doch in Frankfurt die Lufthoheit über viele der Innenstadtkeipen. Stattdessen kam ein gänzlich unbeschwertes Gelächter vom Nebentisch. Und vielleicht wäre es dabei geblieben, wenn Andi nicht noch einmal »Revoluzionario« hinterhergetönt hätte. Statt

betroffen zu schweigen, kicherten die beiden Herren am Nebentisch.

»Irgendwie verstehen die kein Wort«, sagte Andi zu uns, und zu denen: »Parmigiano come Che Guevara ... Che Guevara.« Schiffer lachte den Alten überfreundlich zu und bedeutete Wader: »Überfahr die doch nicht mit unseren Strategiedebatten. Das sind einfache Leute, die hier ihren Wein trinken.«

Aber Wader ließ sich nicht bremsen: »Tu conosci Che Guevara, conosci?« Sein Übereifer sprang zwischen deutschen und italienischen Sprachfetzen hin und her, um den Leuten zu erläutern, dass Bolivien in Lateinamerika liegt, Che Guevara dort den Partisanenkampf geführt hatte und wir dasselbe, was Che in der mondo tertiale wollte, in unseren Metropolen durchzuführen begännen.

Die Gesichter der Alten blieben fröhlich, und weil bei »parmigiano come Che« an einem anderen Nebentisch nun auch geschnaubt und gelacht wurde, wandelte sich Wader immer mehr zur komischen Figur.

Ein schwarzhaariges Mädchen saß mit mehreren Männern an einem Tisch und unterbrach Waders Redeschwall, indem sie auf den alten Weißhaarigen deutete und fortwährend »Commandante« sagte. Dann wiederholte sie das Lied, hob abschätzig die Braue, und sang den Refrain – während der alte Mann ihr voller Anerkennung zulächelte – zart, fein, leise, und sie ließ ihre gespreizten Finger im Rhythmus schweben.

Wader raunte: »Das ist bestimmt der frühere Polizeikommandant hier in dem Kaff gewesen.« Schiffer prostete dem Alten lauthals zu: »Policia?« Am Nebentisch brach vollends ausgelassenes Gelächter los. Immer mehr Leute wurden auf die komische Szene aufmerksam. Es schien, als ob sich die Worte Policia und Parmigiano zu einer im ganzen Ristorante von Tisch zu Tisch anschwellenden Fröhlichkeit verbanden. Und mit jedem Wort verstrickte sich

Wader fester in das Netz des freundlich-spöttischen Gelächters.

Wir wirkten am Ende etwas verstört, sodass der Alte schließlich Erbarmen mit uns hatte: »Wir ... Partigiani!« rief er mit großzügiger Handbewegung, sodass auch das Gelächter ringsum feiner wurde und schließlich ganz austräufelte. Und der Hagere setzte mit väterlichem Spott hinzu: »Come Che Guevara«, wobei er Wader mit großen Kinderaugen ansah, ein fester, prüfender Blick durch die goldene Brille, über fast zahnlosem Mund und einem Doppelkinn, das in einer Vertiefung des untersetzten Körpers hing.

Später sah ich ihn auf Jugendfotos stolz und trotzig, was sich seither dem Erinnerungsbild dieses Abends beigemischt hat. Jedenfalls war Comandante Renzo auch ohne seine Zahnprothese und mit seiner Verwachsung alles andere als bemitleidenswert. In der Schale seiner Schultern, von wo aus eine hohe, heisere Stimme tönte, wandte sich sein Kopf wie der einer Eule aufmerksam hin und her. Zu Erläuterungen streichelte seine schlanke, an den Fingerkuppen verdickte Hand bedächtig über Tische und Tischdecken, Zweifel nicht zulassend, hätte nicht ein prüfendes Kopfschwanken die Vorläufigkeit seines Urteils signalisiert.

Mit dem letzten Tag dieses Urlaubs am Lago Maggiore verbinde ich noch ein anderes, schwächeres Erinnerungsbild: Renzo neben einer Siebzigjährigen, die ich an den zurückliegenden gemeinsamen Abenden noch nie getroffen hatte. Sie musste einmal sehr schön gewesen sein, hatte noch immer eine schlanke Figur und schwarzes Haar, vielleicht ein wenig nachgetönt. Sie begann plötzlich das berühmte Lied zu singen, mit etwas anderem Text, als er mir von Falken-Lagerfeuern und der FDJ im Gedächtnis war.

»Ich kenne einen anderen Text«, versuchte ich mit einem Mix aus Händen, Latein und Englisch kundzutun.

»Es gibt tausend Texte davon«, sagte die Frau lachend, »aber das ist des Maestros liebste Version.« Sie deutete auf den weißhaarigen Alten, der ihr im Spaß mit einer Ohrfeige drohte und dann mit gespielmtem Gleichmut ertrug, wie sie es zusammen sangen:

*An ihrer Schulter, da wird es hell schon
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Es war so warm hier, an deinem Arm hier
Da draußen werd ich bald schon friern.*

*Kann nicht gut schießen und krieg schnell Angst auch
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Soll ich ein Held sein, dem das gefällt? nein
Verfluchter Krieg, verfluchter Feind.*

*Sah Blut an Hütten, sah Frauen bitten
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Den kleinen Luca, der vierzehn Jahr war
Ich hab zu lang nur zugesehn.*

*Ihr in den Bergen, heut komm ich zu euch
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Was kein Kommando und kein Befehl kann
Ich werd heute Partisan.*

*Ich hinterlass hier keine Fährten
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Als Nichts erschein'n, um mehr zu werden
Zurückziehn, um nicht weg zu sein.*

*Wenn ich am Dorfplatz mal tot herumlieg
O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Dann sagt der Priester statt langer Predigt:
Nie mehr Faschismus, nie mehr Krieg.*

Nur noch den Kuss hier, kommt einer nach mir

*O bella ciao, bella ciao, bella ciao ciao ciao
Dem wünsch ich Zeiten, wo man so eine
Wie dich nicht mehr verlassen muss.*

Meine beiden Kumpane sehe ich heute nur noch ab und zu mal wieder, und man umarmt sich schon lange nicht mehr. Schiffer hat eine höhere Funktion bei den Grünen, sitzt abends ab 21 Uhr im »La Habana« und trinkt Mochito - das einzige, was ihn noch mit Kuba verbindet.

Wader ist, nach einer Phase des Berliner Häuserkampfes, Regieassistent am Halleschen Ufer geworden. Zuletzt sah ich ihn im Fernsehen, als er mit mildem Lächeln und dezenter Stimme der gesamten deutschen Linken terroristischen Totalitarismus und Antisemitismus nachwies.

Renzo sah ich nur zwei Sommer lang. Ich begleitete ihn ins Gebirge, horchte ihn aus, nachts, bis ihm die Augen zufielen, und ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er singt, wie er schießt, wegläuft, zu den Leuten redet, Niederlagen einsteckt, Rückzüge befiehlt und am Ende nur noch eine einzige Waffe hat: die Überzeugung von der Sozialität der Gattung und seine daraus abgeleitete Barmherzigkeit.

Was Schiffer heute zum Schreien komisch findet.

Und dennoch habe ich jetzt, dreißig Jahre später, begonnen, diese Geschichte aufzuschreiben. Obwohl ich die Strände und Cafés um den Lago Maggiore kannte - die Geschichte Norditaliens habe ich erst später, lange nach Renzos Tod und auch bis heute nicht gänzlich, kennengelernt.

Wer will Italien verstehen ohne dieses Ossola? Wer aber kann in die Geschichte des Ossola-Tals tauchen, ohne nachzufühlen, wie damals die deutsche Ostfront zerbrach und Sowjetfreunde und Sowjetfeinde zur gleichen Zeit in Italien gemeinsam gegen den Faschismus stritten? Für den Sozialismus in einem Tal. Und wer will die grausamen Kompromisse und aufopferungsvollen Einzelgefechte in den Bergen um den Lago Maggiore verstehen, ohne den

gleichzeitigen Kampf der Partisanen in Serbien, Kroatien und Griechenland? Wer versteht die Enttäuschung, wenn ein letztes Gefecht nur ein kleiner Anfang wurde, weil Griechenland und Italien auf der Karte von Jalta eben nicht auf der gleichen Seite wie Jugoslawien verzeichnet waren, das dem sowjetischen Machtbereich zugeschlagen war? Wer versteht, warum der Kommunist Togliatti in die vom faschistischen Großrat gestiftete Regierung unter Badoglio, Mussolinis einstigem Schlichter von Abessinien, eintreten musste, um den Widerstand gegen den Faschismus breiter und wirkungsvoller zu gestalten? Jawohl, der Revolutionär Togliatti war für das Mitregieren – damit die Kräfte gegen die Herrschenden geeint und gestärkt würden. Der Erfolg des Mitregierens maß sich am Kräftezuwachs der Nichtregierenden. Politik nicht als Poker, sondern als Schachspiel, mit Geduld, Berechnung und Übersicht.

Längst haben sich die von den Alten erzählten Episoden miteinander verknotet, sie sind kaum mehr auseinanderzuhalten, plötzlich wird Beiläufiges wichtig und bedeutungsvoll Berichtetes tritt in den Hintergrund. Und ein paar Lücken sind auch mit eigener Phantasie ausgefüllt. Wie viele? Ich weiß es nicht. Ich verspreche, meine Erzählung ist, so gut es ging, nach bestem Wissen und Gewissen, dokumentarisch. Ich muss allerdings zugeben, dass ich unfähig bin, in kühler Distanz zu berichten.

1

Es hatte den halben Tag lang geregnet. Wie die zum Anschlag aufgedrehten Duschen in der Kaserne dampfte die erhitzte Erde, und aus dem Gras stiegen Wölkchen, zwischen denen starr und steif die Sonnenstrahlen hingen.

Drüben, über den Schweizer Bergen, klang das Donnern ab, und nun belebten als feine Herren

verkleidete Händler den Uferplatz. Uniformierte Faschisten, Arbeiter, Fischer, einzelne Bauern und Arbeitslose folgten zögernd und begannen die Terrassen der drei Cafés an Cannobios Uferpromenade zu füllen. Wenige Meter entfernt, wo der von Blättern und Ästen bedeckte See an die Ufer schlug, untersuchten Bootsbesitzer ihre schaukelnden Kähne auf Sturmschäden. Deutsche Soldaten, die während des Regens auf ihren Zimmern in der nahegelegenen Kaserne Skat gespielt hatten, machten sich nun endlich auf zu Promenaden und Cafébesuchen.

Attila Pecallo sah dem Treiben auf der Piazza vom Fenster des Municipio aus zu. Er gehörte zu jenen italienischen SS-Milizionären, die von den deutschen Wehrmachtssoldaten ernst genommen wurden. Die Deutschen mochten Italiener, die ihnen zuhörten. Genau das konnte Attila durch ein vornehmes Zucken mit dem Mundwinkel und ein zustimmendes »Mmh« perfekt demonstrieren.

Attila war kein Freund unsinniger kleiner Vergeltungsaktionen. Er war für Planung. Die Achtung von Dr. Kraushaar, der die Wehrmacht um Cannobio kommandierte, hatte er sich durch kluge Vorschläge in vielen Lagebesprechungen erworben. Einer davon betraf die Isolation der Kommunisten, »um denen keine Hasen in die Küche zu treiben«, was dem aktuellen Plan des Führers entsprach, die Alliierten zu entzweien und eine neue antibolschewistische Front zu eröffnen. Attila hatte strategisches Format, und nur wer ihn aus der Nähe beobachtete, erahnte die Leidenschaft hinter dem eingeklemmten Lachen und dem ehrerbietigen »Mmh«. Seine schwarzgewellten Haare waren mit Öl zurückgekämmt, was sie noch schwärzer machte. Er hatte ein langes, kantiges Gesicht, große Ohren und lange Wimpern. »Deine Wimpern unterscheiden dich vom Hai! Die Wimpern eines Ponys«, hatte Kraushaar ihm einmal nach drei Chianti lachend gesagt.

Attila hatte in Como und am Gardasee einige Tage in unmittelbarer Umgebung des Duce zugebracht, und nun war er wieder hier, um die Irritationen zu beseitigen, die die Inhaftierung und spätere Befreiung Mussolinis ausgelöst hatten. Bei einer Lagebesprechung im Hauptquartier von Salò war Attila mit einigen strategischen Ausführungen auch dem Verteidigungsminister aufgefallen. Der hatte sich nach ihm erkundigt. Als dann der Duce die Montagsrunde mit dem Vorschlag des Wirtschaftsausschusses eröffnete, die Mehlrationen in Novara herabzusetzen, spürte Attila dessen innere Abneigung gegen dieses Vorgehen und meldete sich zu Wort. »Ihr könnt das so machen«, begann er wie ein Advokat, »klar, es spricht vieles dafür. Mehl zu sparen ist sehr wichtig und hat wirtschaftlich alle Logik auf seiner Seite. Aber wo heute das Mehl weniger wird, wird morgen mehr Blei verbraucht. Und das Ossola-Tal ist nicht ganz einfach.«

Mussolini hatte die Augenbrauen drastisch hochgezogen und stumm genickt. Fortan galt Attila als Vertrauensmann des Duce - bis ins Tal von Cannobio.

Erst bei Dunkelheit war er nach Mergozzo zurückgekehrt. Von dort stieg er geradewegs den steilen Hangweg hinauf zu den kleinen Häuschen, die weiter oben lagen und von Arbeitern der Gummi-Werke bewohnt wurden. Oben war er, wie immer, etwas kurzatmig geworden. Vor einem Gatter zwischen Zypressen und halbhohem Gestrüpp hielt er an, wie er es früher getan hatte, und sog die lauwarme Nachtluft in tiefen Zügen ein. Er roch die Farben der Abende, als sein Leben noch behütet war. Und da war die Grille, die er nie beachtet hatte. Aber ihr Zirpen gehörte wie das feine Blätterrauschen in das Mosaik des Nachtgemäldes, das sein Herz zusammenzog und ihn an das elterliche Haus denken ließ, wann immer er, irgendwo in der Ferne weilend, eine Grille hörte.

Er prüfte noch einmal seine blinkenden Stiefel, auf denen der Mond lag und die er unterhalb des Steinwegs mit Spucke und einer Seite des »Corriere« poliert hatte.

Attila liebte seine Mutter, und sie hatte zu ihm gehalten, als der Vater immer mehr unter den Einfluss der intriganten Betriebsagitatoren geraten war. Attila hatte die Katastrophe nicht gewollt! Seine Mutter wusste das. Und er hatte sogar eine rückhaltlose Aufklärung der Vorfälle vom April 41 gefordert, als an einem Morgen zwei Arbeitskollegen seines Vaters, Freunde von Kindesbeinen an, mit eingeschlagenen Köpfen am Weg nach Mergozzo gefunden worden waren.

Hatte er sich nicht sein Leben lang für den Vater erklären müssen? Sogar die sozialistische Vergangenheit des Duce im »Avanti« zitiert, um die Fehlritte zu entschuldigen? Warum hatte sich gerade sein Vater nicht für die neue Zeit entschieden?

Ganz früher hatte Attila den Faschismus für eine italienische Besonderheit des Sozialismus gehalten und den Duce für Italiens Lenin. Die Faschisten hatten doch bei ihrem Marsch auf Rom unvergleichlich mehr soziale Gerechtigkeit im Sinn als alle monarchistischen Schlappschwänze mit ihren überkommenen Anstandsregeln und ihrem klapprigen König Vittorio Emanuele.

Auf den König hatte auch der Vater zeitlebens geflucht. Irgendwann jedoch war er schweigsam geworden und hatte mit dem Sohn nicht mehr über Lohn und Freiheit gesprochen, sondern sich, mit den Zähnen knirschend, wortlos abgewandt, wenn der von der neuen Idee sprach. Für Attila war dies einer der beiden dunklen Flecke während seines strahlenden Aufstiegs in den Milizen, denn obwohl er seine Mutter für alles Gute in der Welt liebte, hatte er doch zeitlebens dem Vater nachgeeeifert. Wie der Holz schlug, die Zigarette und die Zeitung hielt, mit wenigen Worten Sachverhalte traf. Und je mehr er dem

Vater nacheiferte, umso stärker hob er sich von den übrigen Jungfaschisten ab.

Die Grille hatte zu zirpen aufgehört, als Attila an die Tür klopfte. Er kannte dieses Schaben der flaumigen Hausschuhe, die nach dem Zurückschieben eines Stuhls in Richtung Haustür schlurften. Schwer atmend zog Attilas Mutter die Tür einen spaltbreit auf, maß den Sohn mit einem kurzen Arg und von unten. Die schwarzen Stiefel, den straffen Schritt bis zu den breiten Schultern, den markigen Kopf, die großen, frechen Augen, die sie gleich nach der Geburt bemerkt hatte, das gebräunte Gesicht, das keine Aufschwemmungen zeigte wie die Gesichter anderer Milizionäre. Und die Strähne, die sie ihm früher immer aus der Stirn gestrichen hatte. Die schlanke Nase hatte er vom Vater. Auf dem Kopf saß das schwarze Käppi der SS. Das offene Lachen des schmalen Mundes bewies ihr, dass Attila ein guter Mensch geblieben war. Sie sagte nichts, ihre Augen jedoch strahlten.

Und Attila wusste genau, mit welchen Gefühlen sie ihren einzigen Sohn, an den sie die Kriegsjahre über so oft nur mit Angst gedacht hatte, hier stehen sah. Aber der vertraute helle Aufschrei blieb aus. Ihre Stimme klang heiser, trocken und elend, als sie seinen Namen ausrief und ihn umarmte. Über dem Kuss spürte er die Tränen sofort, aber noch immer verstand er nicht ganz.

Er hätte es vorher erfahren können, wenn er tagsüber in Mergozzo angekommen wäre. Er hätte es überall in den Grenadierstationen hören können, und seine Freunde hätten sicherlich nichts Eiligeres zu tun gehabt, als es ihm zu sagen. Hämisch die einen, bitter die anderen. Nun musste er seine Mutter danach fragen: »Wo ist Papa?«

Sie sah ihn an, prüfend, als ob sein Gesicht in den Wochen beim Duce ein anderes geworden wäre. Sie warf sich in seinen Arm und jammerte erstickt: »Papa ist gegangen. Sie haben ihm gekündigt, und er wollte nicht bleiben.«

Ein kalter Schauer lief ihm den Rücken hoch. Sein »Nein!« klang so sinnlos, dass die Mutter das Weinen unterbrach und ihn aufforderte, es zu verstehen: »Es geht nicht anders.«

Die Grille vorm Haus zirpte wieder, und doch war die Nacht wie verwandelt. Als der Regen niederzuprasseln begann, klang es wie das weit entfernte Marschieren mächtiger Truppen. Attila hatte seine Absicht, sich am Abend noch einmal im Dorf sehen zu lassen, sowieso längst vergessen. Sein Vater – denn der Vater des Attila Pecallo war er ja trotz allem geblieben – war entlassen. Der rote Vater wog wohl schwerer als der schwarze Sohn. Eine schlimme Ahnung beschlich Attila. Die Lohndrücker von der Firmenleitung im Gummiwerk hatten beiden gezeigt, dass sie keinen Respekt mehr vor ihnen hatten.

2

Als er am nächsten Morgen nach einer schlaflos verbrachten Nacht vom örtlichen Polizeikommandanten nach Verbánia abgeholt und von dort mit dem Patrouillenboot nach Cannobio gebracht wurde, hatte er beschlossen, über all das zunächst zu schweigen.

Das Municipio von Cannobio ist ein strahlend gelber Bau. Vor knapp zwei Jahren war es der deutschen Wehrmacht zugeteilt worden. Während in den Fenstern der italienischen SS-Unterkünfte oft rauchende Schwarzhemden standen, hatte die Wehrmachtszentrale auf der Seeseite geknotete weiße Vorhänge, hinter denen man jene sauberen Herren nur vermuten konnte, die allabendlich in den Cafés höflich und ohne große Anzüglichkeiten ihre Limonade und gelegentlich ein Bier tranken, ernst und ohne Hast, als hätten sie die

Nachrichten nicht gehört, die von der Niederlage ihrer Armeen am Kursker Bogen handelten.

Hinter einer dieser Gardinen stand nun Attila Pecallo, in Gedanken noch beim gestrigen Abend. Das, was die Mutter ihm bei seiner Ankunft eröffnet und andere ihm so sorgsam vorenthalten hatten, musste er mit sich selbst ausmachen: Nun also stand sein Vater gegen ihn. Der Vater, dem er, wenn er von der Arbeit heimkam, vom Treppenabsatz herunter in den Arm geflogen war, der Vater, dessen Herzlichkeit und Stärke ihn aus jeder Falte des Gesichts angelacht hatten. Er ertappte sich bei einem Kopfschütteln, einem Moment des Tagtraums, in dem er zum Vater in die Berge ging und alle diese Leute aufrief, mit dem Duce gegen die anglo-amerikanischen Eindringlinge zu kämpfen und ein neues, soziales Italien aufzubauen. Nun war der Bruch endgültig.

Konnte er gegenüber seinen Kameraden darüber hinweggehen? Musste er jetzt nicht laut und deutlich den Vater verurteilen? Nein, das wollte er nicht. Solche wie der Vater sind verirrte Menschen, sagte er sich. Aber auch dieser Gedanke bereitete ihm Qual. Erst überlegte er, jeder da unten auf dem Marktplatz wisse von seiner Schmach, dann wieder dachte er: Drauflos, keiner wagt es, das Wort zu erheben. Später kam ihm das Bild in den Sinn, als der Vater ihm an der Ecke beim Sonntagsmarkt diesen kleinen Holzsoldaten kaufen wollte und mit dem Verkäufer verhandelte, um »diese Freude für meinen Jungen« überhaupt bezahlen zu können. Traurig und wortlos, unverrichteter Dinge, das Söhnchen an der Hand, war er den Steinweg vom Marktplatz durch die winzige Via Paolo Zaccheo zur Kirche hochgestapft, dann aber doch noch einmal allein zurückgegangen. Und wie er die Garibaldi-Miniatur mit dem blau und rot bemalten Spanngewehr aus dem Zeitungspapier herausschälte. Irgendwie hatte es sein Vater geschafft. Als wollte er trotzig seine Rührung

abschütteln, schüttelte Attila den Kopf und flüsterte: »Aber Mutter hat nichts damit zu tun.«

Während Attila hinter der Gardine, den Blick auf den Marktplatz gerichtet, seinen Erinnerungen nachhing, betrat ein vierzigjähriger, mittelgroßer Mann den Raum, das offene kurzärmelige Hemd in der grauen Uniformhose, die ohne Hosenträger auf der beleibten Taille saß. In fehlerlosem Italienisch, aber doch für einen Italiener zu eckig und melodielos akzentuiert, begrüßte er Attila herzlich, einen zuckenden Spott um die linke Augenbraue: »Hallo, Herr Elitekommandant. Wenn du jetzt wieder da bist, kann ich ja beruhigt Heimaturlaub nehmen.«

»Ich glaube, daraus wird nichts. Der Duce will mich zu seinem Stellvertreter machen«, flachste Attila zurück.

»Das muss er aber erst bei der deutschen Kommandantur in Salò beantragen«, lachte der Deutsche.

Seit seiner Befreiung vom Monte Gransasso durch deutsche Fallschirmjäger regierte Mussolini die faschistische Republik von Salò – einen norditalienischen Torso, den die Leute »republicina« nannten. Der »Duce« herrschte hier so wenig selbstständig wie der faschistische Großrat, der Italien offiziell von Rom aus regierte, aber in Salerno saß, und nicht unabhängig von deutschen »Empfehlungen« bleiben konnte.

Ernst Kraushaar war ein Soldat aus alter deutscher Offiziersfamilie, kein Anhänger des Nationalsozialismus und schon gar kein Bewunderer der »militärischen Kampfstärke des italienischen Faschismus«. Von der deutschen SS fühlte er sich gelegentlich gegängelt, die italienischen SS-Milizen empfand er als »unsoldatisch«. Dennoch war Attila für ihn so etwas wie ein Kamerad. Er schätzte dessen Bildung, eben weil sie ihm nicht in die Wiege gelegt worden war, sondern er sie sich selbst angelesen hatte. Das gute Aussehen des jungfaschistischen Aufsteigers zog Kraushaar an, obwohl der Deutsche solche Empfindungen mit leisen Herrenwitzen tarnte.

»Wie war es in den letzten Wochen bei euch?« fragte Attila, nun ernst geworden. Natürlich wollte er wissen, in welchem Licht die »Flucht« des Vaters stand. Kraushaar ahnte das, begnügte sich aber mit einer militärischen Lagebeschreibung. »Es scheint einiges bevorzustehen. Die Roten haben die Straße bei Maria dichtgemacht, und wir können da nur noch in großer Aufmachung durch. Aber wir entscheiden den Krieg hier sowieso nicht, und man kann auch vorsichtig sein. Ansonsten: Alles beim alten. Ein paar Monarchisten sind in den Untergrund, aber die streiten sich mehr mit den Bolschewisten als mit uns, und wie es sonst so in der Welt steht, weißt du ja.«

Kraushaar spürte, warum Attila an ihm vorbei auf den Marktplatz hinunterschaute. Und während er mit den Berichten über einige Erkenntnisse ihrer Spione unter den Partisanen fortfuhr, fragte er sich, wie der Mann an der Fensterbrüstung die vernichtenden Niederlagen an der Ostfront für kaum mehr als eine Krise des Faschismus halten konnte. Und ob es alles nur Rhetorik für seine Kameraden war, wenn er von der Aufhebung des Elendsgefälles zwischen Nord- und Süditalien sprach, von der Enteignung der Konzerne in Oberitalien, der Entmachtung der Mafia - und allem anderen, was auch der Duce in Salò vom Balkon aus versprochen hatte. Kraushaar mochte diese Naivität an Attila, die manchmal fanatisch entzündet war, und er mochte den Stolz in den schwarzbraunen Augen. Wenn Attila sich in einem der engen, verqualmten Cafés am Uferweg in eine der lauten Diskussionen zu einem barschen Einwurf umwandte, mit gestrafftem Oberkörper und voller Impulsivität, leicht verschwitzt in seinem kurzärmeligen Hemd, war Kraushaar dem italienischen Faschismus für einen Moment sehr nahe.

Nun aber sprach er nüchtern von der Lage im Tessin, von der feigen Unterstützung der Roten durch die Schweizer, die am deutschen Krieg derart gut verdienten: »Diese Bande im Tessin da drüben - uns spielt sie vor, sie seien die

reinsten Nationalsozialisten. Aber unter der Hand ...« Er schüttelte den Kopf.

Kraushaar bemerkte, dass Attilas Blick unten auf dem Marktplatz verweilte. »Er ist seit gestern hier«, kommentierte Kraushaar eher beiläufig, »wir wissen das.«

Attila reagierte leicht verwirrt, dann fing er sich: »Und wir nehmen ihn nicht fest?«

»Warum ihn festnehmen? Erstens haben wir ihn so auf Schritt und Tritt. Und seinen Umgang. Und zweitens wollen wir uns, ehrlich gesagt, nicht auch noch mit der ganzen Rizzi-Sippe anlegen. Die Bank seines Vaters wickelt die wichtigsten Transaktionen mit dem Reich ab, in unserem Sinne sogar, über die Schweizer Nationalbank.«

Attilas Hals pochte: »Aber er ist Kommunist, das ist doch jedem klar.«

»Und einer von der ganz edlen Sorte, die sich selbst die Finger nie schmutzig machen. Und geschwätzig!« Kraushaar grinste vieldeutig.

»Er ist hier, um noch mehr Sabotage und Diebstahl zu schüren.«

»Auch das beobachten wir.«

»Und ihr lasst ihn da unten so friedlich herumsitzen; er darf sich so sicher fühlen wie alle, die das mit ansehen, ja?«

»Er steht unter ganz anderer Aufsicht.«

»Bis er in die Berge verschwunden ist.«

»Man wird sehen.« Kraushaar räusperte sich und lächelte. »Er wird Probleme kriegen in den Bergen. Sie sind müde. Sie wollen keine Überfälle mehr, wo sie doch immer nur den Kürzeren ziehen. Sie wollen mit uns reden. Und seine Zentrale hat ihn geschickt, ihnen das auszureden.«

»Dann nehmt ihn doch, verdammt noch mal, fest. Damit die Botschaft nicht ihr Ziel erreicht ...«

»Botschaften dieser Art kennen viele Pfade. Warum ihn stigmatisieren? Damit sie einen Märtyrer haben, dessen Auftrag die roten Kader dann umso intensiver weitergeben? Dieser Mann dort unten mag als Künstler

einen gewissen Namen haben. Als Politiker taugt er keinen Schuss Pulver. Sie misstrauen ihm, weil er immer im Mittelpunkt stehen will. Und seinen Buckel mag auch niemand, nicht mal er selbst. Du kennst ihn besser als wir. Hat er jemals Menschen hinter sich geschart? Wir haben Vorsorge getroffen. Du wirst sehen, er wird seinen Auftrag nicht erfüllen können.«

»Die Zeiten werden sich noch ändern«, brummte Attila, »außerdem unterschätzt ihr den, und eure Geheimpolizei tut es auch.«

»Das glaube ich weniger«, entgegnete der Deutsche, »aber immerhin, sie wissen, dass sie vorsichtig mit ihm sein müssen: Im ganzen Piemont singen sie seine Lieder.«

»Es ist gerade mal ein einziges!«

»Aber es klingt hübsch, es geht in die Beine.« Kraushaar lächelte.

»Kunststück: Es ist ein altes Volkslied. Aber sie singen es nicht immer mit seinem Text. Es gibt Tausende von Strophen. Es steht nicht einmal fest, ob er am Text überhaupt beteiligt ist. Fest steht nur eines: Er war im Piemont, als es entstand.«

»So ist er doch immerhin ein Entdecker.«

»Nein, er hat lediglich entdeckt, dass ein Lied, das schon meine Urgroßmutter sang und das, soviel ich weiß, aus Frankreich gekommen ist, auch zur subversiven Propaganda taugt.«

»Als ein Liebeslied!«

»Was immer die für Liebe halten ...«

»Die Verbindungen zum Untergrund, die kennen wir genau. Und als Dichter nennt er sich Incognito. Weil er seine Familie nicht belasten will. Das beruhigt mich kolossal. Ich meine, sein Hofgut, der Großvater, der mit uns durchaus kooperiert ...«

»Banditen als Dichter? Sie klauen dem Volk die Melodien, den Reisarbeiterinnen, die sich nicht wehren können. Dann

fährt er in die Emilia und sagt, es sei ein rotes Lied. Er missbraucht alles ...«

Kraushaar kannte Attilas Eifersucht, die nicht allein von einer früheren Kinderfreundschaft herrührte, aus der Zeit, als die Roten - untereinander heillos zerstritten - hier noch den Ton angaben, als Attilas Vater im roten Jahr 1920 Gewerkschaftsfunktionär und Streikführer war und gegen den wortgewandten, königstreuen Rechtsanwalt in der Firmenleitung stand, der Renzos Vater war. Attila Pecallo und Renzo Rizzi hatten eine kurze Zeit ihres Lebens gemeinsam in der sozialistischen Alpenjugend verlebt. Attila motiviert durch den Vater, Renzo als eloquenter Sonderling von seinem roten Onkel eingeführt. Zu den Zeltlagern durfte Renzo aber nie mit in die Berge. Auch die berühmte Eisenbahnfahrt nach Turin, wo die Räte die Macht übernommen hatten, war ihm von der Familie sanft, aber konsequent ausgeredet worden. Wenn ihn Onkel Theodor auch gern mitgenommen hätte ...

Damals war das Mädchen Anna schon bei Renzos Familie angestellt gewesen. Einmal hatte Attila mit ihr über Renzo gesprochen, den Sonderling, der glaubte, etwas Besseres zu sein, sich aber die Fahrt zu den Genossen nach Turin hatte verbieten lassen, Renzo, der seinen Buckel beim Sport so ulkig versteckte, der aber mehr Taschengeld hatte als die anderen und bei dem alles unecht wirkte. Das war damals gewesen, als alle noch irgendwie »rot« waren, besonders die, die für das Essen auf dem Tisch arbeiten mussten.

Attila hatte Kraushaar manchmal über diese Zeit erzählt. Darüber, dass in Renzos Leben alles immer extravagant war, Ergebnis einer verwöhnten Jugend, dass Renzos Großvater glaubte, die roten Sympathien seines Enkels würden sich wohl bald legen, und dass Erklärungen in Umlauf gebracht wurden, um den Spross der angesehenen Familie aus seinem bolschewistischen Umfeld herauszulösen. War der Duce nicht auch lange ein

führender sozialistischer Autor gewesen? Gelten für einen Dichter nicht insgesamt mildernde Umstände? Und: War Renzo nicht doch in allem, was er tat, ganz anders als die engstirnigen Arbeiterfunktionäre? Renzo galt als überdreht, wenn nicht gar verrückt. Auch darüber kursierten genügend Geschichten: Auffallen um jeden Preis. So dass sich keiner vorstellen konnte, wie so einer für das illegale Handwerk taugte. Zwar waren manche verwundert, dass der eitle, sonntags anmaßend bunt gekleidete und gern dozierende junge Mann seine roten Illusionen auch dann noch behielt, als die Roten in viele Strömungen auseinanderfielen. Aber vielleicht wollte er, der im Geruch stand, »ein typischer Künstler« zu sein, unbeständig und an den modischsten Kragen orientiert, verwöhnt und ohne Kenntnis von jener körperlichen Arbeit, die er in seinen Reimen verherrlichte, sich und der Welt beweisen, dass sie sich alle in ihm täuschten, dass er es ernst meinte mit seinem Anschluss an die Arbeiterklasse. Und so war er zum Aushängeschild der Banditen geworden, deren Gefährlichkeit Attila klarer sah als andere. Jawohl, ein Aushängeschild. Aber nichts Echtes.

Ein anderer war echt: Giuseppe war echt, besonders, wenn er Renzo zurechtwies. Mit Worten wie: »Es reicht jetzt. Wenn man merkt, dass einem keiner mehr folgt, muss man auch mal aufhören können.«

Am liebsten erinnerte Attila sich an den Augenblick, als Giuseppe, schon minutenlang grimmig die Lippen zusammenpressend, auf den Tisch gestarrt hatte, weil er spürte, wie die jungen Zuhörer überfordert, gelangweilt und sogar angewidert waren, damals nach dem Sportfest am Grill in Pallanza, als Renzo, der die meisten Wettbewerbe des Tages mit seinem Attest verweigert hatte, einen ewig langen Vortrag hielt über den altrömischen Kult einer freien Sexualität, der erst mit dem Christentum verboten worden sei. Da war es aus Giuseppe herausgeplatzt: »Du saugst immer etwas auf, und dann

musst du es jedem um die Ohren hauen – ohne Rücksicht auf Verluste! Und morgen ist es wieder vorbei damit, und es kommt eine neue Theorie.«

Jawohl, Giuseppe war echt, Renzo war unecht. Damals hatte Renzo Tränen in den Augen gehabt und Giuseppe angesehen wie einen Verräter und noch irgendetwas geplappert. Giuseppe hatte zurückgeblickt, gerade und böse: »Es ist so, Renzo. Irgendjemand muss es dir doch mal sagen!«

3

Kraushaar wusste, obwohl er deutscher Offizier war, viel über die Zeit, in der Attila »nero« und »bello« genannt wurde. Attilas Vater war früher Schlosser beim alten Rizzi gewesen und dazu Mädchen für alles – vom Stallburschen bis zum Hausverwalter. Dann hatte er sich mit Hilfe eines Darlehens der Rizzis selbstständig gemacht. Die kleine Werkstatt ging gut, als einzige weit und breit hatte sie sich auf Zweitakter und Dieselhubräume spezialisiert. Der »alte Pecallo«, wie Attilas Vater von allen genannt wurde, galt als angesehener Fachmann.

Rizzi war nicht nur der einflussreichste Anwalt in der Gegend, sondern auch Minderheitsteilhaber des umsatzstärksten Betriebes im Umland von Verbánia. Rizzis Gummiwerk verleibte sich Pecallos Werkstatt ein, und Attilas Vater wurde zum Angestellten der Fabrik im Rang eines Meisters, wofür er allerdings in seinem Alter keine Prüfung mehr ablegte.

Attila ging seinem Vater lange Zeit bei der Verwaltung des Rizzi-Hofgutes zur Hand, denn der alte Pecallo hatte immer weniger Zeit, die Arbeit der Stallburschen und Dienstmägde zu beaufsichtigen, was er in den Aufstiegsjahren mit großer Ruhe und einem ausgeprägten

Sinn für das, was ihm als Gerechtigkeit galt, getan hatte. Attila saß nun nächtelang an der Buchhaltung, berechnete das Futter, den Reisverkauf und die verschiedenen Pachteinahmen.

Als Advokat wurde Rizzi zunehmend von der »Banca Novarese« mandatiert, die ebenfalls mit dem Gummiwerk verbunden war und zu deren erstem Berater er schließlich ernannt wurde.

Anna, die fünfzehnjährige Tochter eines Landarbeiters und im Hause für den alten Nono Rizzi tätig, war damals hoffnungslos in Attila verliebt, sie hatte es gewagt, ihm heimlich einen Brief zu schreiben, der mit den Worten endete: »Ich liebe Deine tiefe Stimme, wenn Du mir Gute Nacht sagst.«

Aber Attila nahm das kindliche, in verflecktes, billiges Leinen gehüllte Mädchen mit den großen, aufgeregten Augen und dem zurückgeknoteten Haar nicht ernst. Nur seine Freunde hatten ihn während der berühmten Eisenbahnfahrt nach Turin darauf aufmerksam gemacht, dass er im Abteil mit dem schönsten Mädchen der Gegend saß. Er hatte später ein Auge auf eine Gleichaltrige aus Palanza geworfen, die zwar unter einem starken Kinn einen langen Hals, dafür aber eine mächtige Brust im schwarzen Hemd trug, mitreißend reden konnte und sehr feurige Augen hatte.

Von all dem hatte Kraushaar gehört, und er dachte mit einem fröhlichen Anflug von Grimm: »So ist er. Was er kriegen kann, nimmt er nicht ...«

Wie es dann aber ausgerechnet Renzo schaffte, in den Ruf von Annas jugendlichem Liebhaber zu gelangen, konnte Kraushaar nur schwer verstehen. Eines Tages jedenfalls soll Anna bei Renzos Geburtstagsfest die Gäste im Saal des Herrschaftshauses »in voller Kriegsbemalung« bewirtet haben. Pecallo und Attila saßen am Tisch des alten Rizzi. Der sah dauernd mit einem wohlgefälligen Schmunzeln auf dieses Mädchen. Pecallo, der nicht ahnen konnte, welche

dramatische Zuneigung Anna gegenüber seinem Sohn fühlte, kommentierte mit einem Zwinkern, er habe nicht geahnt, welche Schönheit aus diesem Kind werden würde. Dann hatten der Advokat und sein Sohn Renzo die Gratulantencour beendet und ihren Platz neben Attila eingenommen.

Attila hatte durchaus registriert, dass auch sein Vater das sachkundige Urteil der oberen Klassen am Jungen-Gymnasium »Vom heiligen Benedikt« über Anna teilte, die Anna »zum schönsten Mädchen des westlichen Seeufers« erklärt hatten. Von nun an kamen ihm ihre strahlenden Augen und das helle Erdbeer-Rot auf ihren Wangen gelegentlich in den Sinn. Am gleichen Abend hatte Renzo Attila mit kindklugen Augen zugeflüstert, Anna sei in körperlichen Dingen wirklich so erfahren, wie es ihre Schminke vermuten lasse, das wisse er genau. Da hatte ihn Attila zum ersten Mal gehasst - ohne es ihn merken zu lassen.

Renzos literarische Zitatenfestigkeit und seine eigentümliche Sprache voller überraschender Bilder, mit der der Advokatensohn die eigene Familie und den gesamten höheren sozialen Stand zu karikieren wusste, beeindruckten viele der jungen Leute, die Renzo umschwirrten. Attila dagegen verfügte über eine geklärte Sicht, die für Kraushaar allerdings auf Neid gegründet war. Nie verriet Attila, wie entwürdigend er die Art empfand, mit der Renzo sich in der Werkstatt der Pecallos sein Motorrad reparieren ließ, wie er die Arbeit des Vaters betrachtete, ohne ihm auch nur die Zunge zu reichen. Nicht nur der höhere Stand Renzos, sondern auch das Gerücht, er sei ein entfernter Verwandter jenes Kameraden Rizzi, den der Duce mit der Führung der Milizen beauftragt hatte, die sogar die deutschen SS-Symbole tragen durften, hatte einem wie Attila dem jungen Dichter gegenüber Vorsicht auferlegt. Wenn Renzo später auf irgendeinem Fest sang, hatte die faschistische Prominenz den

Volksliedern, dem flinken Fingerspiel auf Akkordeon und Gitarre applaudiert und stets überhört, was »unfaschistisch« klang. Auch wenn Attila mit bösem Blick Zeilen wie »In der schwarzen Nacht ein rotes Geflüster der Liebe ...« besonders registrierte.

Das Gifteln zwischen den beiden war anfangs noch Spaß und Spott, ehe es sich irgendwann in Spannung verwandelte. Einmal jedoch muss Renzo den Arbeiterjungen wegen einer Unsicherheit beim Zitieren D'Annunzios vor Anna aufgezogen und die faschistische Attitüde des berühmten Nationaldichters als leichte Kost des Pathos verunglimpft haben. Dafür – in dieser Version jedenfalls hatte er es Kraushaar erzählt – hatte ihm Attila Zuchthaus angedroht, wovor Renzo dann nicht einmal mehr die einflussreichen Familienfreunde und sämtliche plutokratischen Bankherren von Novara würden bewahren können.

Diese Bilder liefen vor Kraushaars innerem Auge ab, als Attila sich plötzlich mit einem Ruck vom Fenster wegdrehte und den in sich versunkenen Kraushaar ansah. In diesem Moment flog dem Deutschen wieder die Hoffnung an, dass es doch einmal etwas mehr zwischen ihnen werden könnte.

Auf dem Marktplatz unten saß Renzo immer noch bei seinem Espresso, der mehr kostete als ein Glas Merlot.

»Ihr werdet schon wissen, was ihr macht«, brummte Attila bitter, »aber eines Tages wird das Volk diese Kerle vertreiben.« Er zog den Vorhang, der die Sonne abhielt, noch etwas zur Seite: »Kaffeehausputschisten, die andere aufhetzen und sich dann vornehm auf die Parteihochschule nach Moskau absetzen.« Nach einer Pause fügte er hinzu: »... die den Reisarbeiterinnen Lieder klauen und sie als die eigenen ausgeben. Ihr dürft euch nicht wundern, wenn auch andere auf diesen Irrweg geraten. Aber bitteschön. Ihr seid ja die Retter, ihr habt den Duce befreit, und unsere Zeit muss erst noch kommen ...«

»Kein Selbstmitleid, Attila, wir ziehen am selben Strang! Jetzt, wo alle ein wenig unruhig werden, müssen gerade wir doch die Nerven behalten. In Deutschland geht alles seinen geregelten Gang; da wird niemand so ohne weiteres von der Straße weg verhaftet, wenn er nicht gegen das Gesetz verstößt, und so wollen wir es auch hier halten!«

»Er ist ein Hetzer!«

»Für ein paar unpolitische Reime gibt es keine Strafe, auch nicht in den Gesetzbüchern von Salò. Ich habe mir das Lied besorgt. Die Melodie ist ... durchaus gefällig. Er hat es da unten vorgesungen, und die Leute haben geklatscht. Das ist nichts anderes als ein Liebeslied. Dein Hauptfeind geht ans Herz, und das hat doch mit Politik wenig zu tun.«

»Es ist alles gespielt, aufgesetzt. Renzo will Beifall ...«

»Dann gib ihm doch welchen ...«

Attila hasste Kraushaar, wenn der so maskenhaft freundlich mit zugekniffenen Augen geduldig zuhörte, um dann alles mit einem winzigen Ruck der Kinnspitze wegzuschieben. Von oben herab kann ein wahrer Faschist niemals kommen, und Attila wusste auch, dass es mit Kraushaars Überzeugungen nicht weit her war. Der Mann betrieb Militär wie ein Handwerk. Er mied jähe Bewegung und laute Stimmen, streckte den Soldaten und Milizionären stattdessen seine fleischige Hand entgegen und kommentierte rhetorische Spitzen mit noch bedrohlicherer Milde: »Ich hatte Sie doch gebeten, mein Lieber ...« Oder schlimmer noch: »Nun kommen Sie doch bitte zu sich ...«

Attila spürte, wie Kraushaar ihm mit spöttischem Unterton immer wieder zu verstehen gab, wer hier die Macht hatte. Dabei hätte Attila der Gestapo einiges mehr erzählen können, denn Kraushaar hatte sich gelegentlich durchaus geringschätzig gegen Berlin geäußert. Aber konnte Attila wissen, ob auf Kraushaar nicht ein noch schwächerer Typ folgen würde? Immerhin vermochte er bei Kraushaar

wegen dessen menschlicher Zuneigungen einiges zu erreichen.

Attila atmete tief durch und verabschiedete sich mit knappen Worten bis zum nächsten Tag bei der Lagebesprechung.

Es war ein kühler Abschied, aber beide wussten, dass es bald wieder nett klingen würde zwischen ihnen.

Attila wollte allein sein für ein paar Schritte am See. Danach würde er sich mit dem Kübelwagen zu seiner Mutter fahren lassen. Er spürte, dass sich eine Wende vollzogen hatte. Das Verschwinden des Vaters, die fast großzügige Bemerkung des Deutschen über Renzo Rizzi. Mit einem sarkastischen Kopfschütteln wiederholte er im Stillen die Worte des Offiziers, die dieser unmöglich ernst gemeint haben konnte: »Unsere Abwehr verfolgt ihn auf Schritt und Tritt, und wenn er gegen irgendwelche Gesetze verstößt, ist er gleich dran.«

Jeder wusste doch, dass Renzo Direktiven der Untergrundzentrale in Rom mit sich führte, die demnächst irgendwo in den Bergen landen sollten. Und dass dieser Hund, wenn man ihm ein wenig auf den Fuß träte, reden würde, war für Attila ausgemachte Sache. Mussten die Leute nicht denken, die Deutschen hätten mit dem kommunistischen Widerstand ihren Frieden gemacht, wenn diese Ratte so frei ihren Kaffee schlürfen durfte?

Attila hatte, um den einfachen Leuten nicht als abgehoben zu erscheinen, doch entschieden, mit dem Bus nach Hause zu fahren und die restliche Strecke zu Fuß durchs Dorf zu gehen. Die Sonnenstrahlen standen in der Frontscheibe, und nichts am strahlenden Himmel deutete mehr auf die Regenschauer des Vormittags hin.

Es war ihm bewusst, dass er dem deutschen Kommandanten gegenüber ohne die übliche Vorsicht auftrat, mit der die meisten Italiener den deutschen Verbündeten aus Angst, in den Intrigen innerhalb des